

Aus:

Monika Salzbrunn

Vielfalt/Diversität

September 2014, 176 Seiten, kart., 13,50 €,
ISBN 978-3-8376-2407-6

Diversität – Diversity – Diversité: Gesellschaftliche Vielfalt ist mehr als nur ein Modewort und wird in Unternehmen, Universitäten und politischen Interessengruppen auf unterschiedliche Weise ausgehandelt. Mit diesem Band wird erstmals eine theoretische und ideengeschichtliche Einführung in den Begriff »Vielfalt« vorgelegt. Aktuelle Anwendungsbeispiele aus der internationalen Stadt- und Migrationsforschung sowie dem Diversity-Management in Wirtschaft und Verwaltung ergänzen den Band und machen ihn nicht nur für Studierende von sozial- und kulturwissenschaftlichen BA- und MA-Studiengängen, sondern ebenso für Lehrende und Praktiker/-innen im Bereich angewandtes Management zu einer nützlichen Lektüre.

Monika Salzbrunn (Prof. Dr. rer. soc./Docteure en anthropologie sociale et ethnologie) ist Professorin für Religion, Migration, Diaspora an der Universität Lausanne und Direktorin des Institut de Sciences Sociales des Religions Contemporaines (ISSRC).

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-2407-6

Inhalt

Einleitung: Vielfalt und Zusammenhalt 5

I. Vielfalt/Diversity/*diversité* – eine implizite und explizite Genealogie der Begriffe 8

1. Vielfalt/Diversity/*diversité* in der Sprachgeschichte 8
2. Vielfalt und Fremdheit in der Literatur: Herodot, Ovid, Lukian von Samosata, Montesquieu, Sahagún 9

II. Semantiken der Vielfalt in sozialwissenschaftlichen Theorien 13

1. Individualität und Differenzierung bei soziologischen Klassikern: Simmel, Spencer, Elias 13
2. Multiple Zugehörigkeiten: Yuval-Davis, Pfaff-Czarnecka, Kofman 16
3. Eine kritische Lektüre der Vielfalt bei Putnam, Bourdieu und Elias 21
4. Das Aufkommen des Diversitätsbegriffes im Zusammenhang mit sozialen Bewegungen – Nancy Fraser 28
5. Semantiken der Vielfalt in aktuellen soziologischen Debatten: Kymlicka, Habermas, Savidan 35

III. Vielfalt in der Gesellschaft, Vielfalt in den Sozialwissenschaften – eine Antwort auf das Migrations-Integrations-Paradoxon? 40

1. Ist Vielfalt messbar? Mikrozensus, Testing und quantitative Studien aus Frankreich und Deutschland 41
2. »Diversalität« oder die »Dekolonisierung« des Denkens in Repräsentationen von Vielfalt und Diskriminierung 46
3. Walter Benn Michaels: *The Trouble with Diversity. How we Learned to Love Identity and Ignore Inequality* 52

IV. Orte der Vielfalt 57

1. Migration: Parallelgesellschaft, multikulturelle Demokratie und Super-Diversity 57
2. Neue Vielfalt in der Stadtgesellschaft 71
3. Politiken der Vielfalt: Kulturpolitik und (Welt-)Musik 82

4. Von der Chancengleichheit über Gender Mainstreaming zu Diversity Mainstreaming 96

V. Diversity Studies und Diversity Management 114

1. Diversity Management im historischen Kontext: von sozialer Gerechtigkeit zur Profitmaximierung 114
2. Diversity Studies und Diversitätsmanagement: Anwendungsbeispiele in (Hoch-)Schulen 119
3. Vielfalt in Unternehmen, Verwaltungen und im Stadtmarketing 125
4. Umgang mit (religiöser) Vielfalt im öffentlichen Raum und in Unternehmen: die kanadische Provinz Québec und das »accommodement raisonnable« 127

VI. Perspektiven zur Forschung über Vielfalt: Locating Migration und »Globaldivercities«? 139

Literatur 145

Anmerkungen 163

»Also ich muss gestehen, der Begriff (Diversity) als solcher reicht in meinen Augen nicht.«

Ulrich Beck²

Leben wir im Zeitalter der (kulturellen) Vielfalt, oder hat sich einfach nur unser Bewusstsein für vielfältige Lebensformen verändert, sodass wir diese zunehmend wahrnehmen? Feiern wir die Vielfalt unserer Gesellschaft, indem wir unbekannte Menschen küssen³ oder unsere bunten Städte zur Musik von Pharell Williams glücklich auf YouTube⁴ inszenieren?

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie tagte im Oktober 2012 in Bochum und Dortmund unter dem Titel »Vielfalt und Zusammenhalt. Herausforderungen und Chancen neuer gesellschaftlicher Komplexität«⁵. Als Beispiele der (als wachsend) wahrgenommenen Vielfalt sozialer Lebensäußerungen und -formen wurden die Zunahme unterschiedlicher religiöser Glaubensgemeinschaften, die Flexibilisierung und Differenzierung von Arbeits- und Erwerbsformen, die zunehmende Bestimmung der Soziallagen von Menschen nach vielfältigen Faktoren wie kommunikativen Kompetenzen, Netzwerken und Erfahrungen, die Ausdifferenzierung kultureller Orientierungen, die vielfältige Entwicklung von Lebensstilen⁶ und Geschlechterorientierungen sowie die Verbreitung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien betrachtet.⁷ Dabei stellt sich zunächst die Frage, ob es sich um eine empirisch beobachtbare Zunahme dieser Formen und Muster der Vielfalt handelt oder ob sich (lediglich) deren Wahrnehmung verändert hat. Weiterhin wurden die normativen Aspekte des gesellschaftlichen Zusammenhalts hinterfragt: Wird dieser durch zunehmende (Wahrnehmung der) Vielfalt gefördert, oder sind Erosionsprozesse sozialer Kohäsion zu beobachten?⁸ Gleichzeitig wurde postuliert, dass die zahlreichen Formen individueller, kollektiver, sozial relevanter Vielfalt immer auch gesellschaftlich hergestellte Formen der Vielfalt sind und damit nicht in einem grundlegenden Spannungsverhältnis zum Zusammenhalt stehen.⁹

An dieser Stelle zeigt sich, wie stark die deutschsprachige Debatte um das Thema Vielfalt von der deutschen Nachkriegsgeschich-

te¹⁰ und ihrem nationalhomogenen Dispositiv geprägt ist, wie ich anhand der Betrachtung der Migrationsforschung noch genauer zeigen werde. Ähnliches könnte mit Nuancen für die aktuellen Debatten in der Schweiz oder in Österreich gezeigt werden.¹¹ Obgleich die zentrale Lage (wechselnder) deutscher Territorien in Mitteleuropa nicht erst seit Erfindung der Kategorie »Gastarbeiter« zu komplexen Wanderungsbewegungen geführt hat (sowohl Ein- als auch Auswanderung!), hat sich die Wahrnehmung der damit einhergehenden insbesondere religiösen Vielfalt in der Tat in den letzten zwanzig Jahren entscheidend verändert. Nimmt man staatsbürgerrechtliche Kriterien, so ist die empirisch nachweisbare Tatsache, dass die deutsche Gesellschaft aufgrund der stark differenzierten Herkunft der Einwanderer Anzeichen von »Super-Diversity« (Vertovec 2007) zeigt, nicht von der Hand zu weisen. Betrachtet man jedoch Aspekte, die etwa in der 2007 von führenden deutschen¹² Unternehmen initiierten »Charta der Vielfalt« aufgelistet werden – »Geschlecht, Nationalität, ethnische Herkunft, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, Alter, sexuelle Orientierung und Identität«¹³ –, so lässt sich höchstens postulieren, dass jede Gesellschaft nach Geschlecht, Behinderung, Alter, sexueller Orientierung und Identität differenziert ist. Die Tatsache, dass hier das Einkommen beziehungsweise die soziale Klasse fehlt, geht einher mit dem *cultural turn* in den Sozialwissenschaften. Infolge dieser epistemologischen Wende werden Klassenunterschiede im Zuge der Diversity-Studien nur noch am Rande untersucht (obgleich doch »race, class, gender« die wichtigsten Elemente in der Geschichte der Diversitätsdebatte waren). Inwieweit ethnische Herkunft, Religion oder Weltanschauung eine starke Differenzierung aufweisen, ist noch offensichtlicher eine Frage der begrifflichen Semantik. Konstruktivistische Forschungsstränge der Soziologie – insbesondere der Geschlechterforschung – würden auch vermeintlich empirisch festlegbare Kategorien (wie Geschlecht, sexuelle Orientierung oder auch Behinderung) als gesellschaftlich hergestellt betrachten (Butler 1993). Die Bestandsaufnahme gesellschaftlicher Vielfalt »jenseits von ›Identität oder Integration‹« (Pries/Sezgin 2010) hängt folglich sehr stark mit der Definition von Vielfalt zusammen.

Was ist also eigentlich vielfältig? Und wie wird gesellschaftlicher Zusammenhalt in der Soziologie gedacht? Die Antworten sind – wie es unter anderem der 2006 von Schwinn herausgege-

bene Band zu *Vielfalt und Einheit der Moderne* zeigt, vielfältig – und je nach Forschungsstrang, -frage und -orientierung verschieden. Dies wird im folgenden historischen Rückblick auf die Thematik umso deutlicher, als in der Soziologie – quasi per definitionem – von Beginn an Vielfalt implizit (als Umgang mit Differenz) thematisiert wurde. Die Begriffe »Vielfalt« und »Diversität« selbst kamen jedoch erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf und weckten dann verstärkt Interesse innerhalb der Sozialwissenschaften. Mit der Jahrtausendwende schließlich begann die Blütezeit konkreter Anwendungen und Umsetzungen von Konzepten der Vielfalt in der Wirtschaft, in der Kulturpolitik und im Stadtmarketing.

Zunächst wird nun die etymologische und wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung des (implizit und explizit verwendeten) Konzeptes »Vielfalt« beziehungsweise »Diversity« und »diversité«¹⁴ dargestellt, um darauf aufbauend die aktuellen sozialwissenschaftlichen Semantiken des Begriffsfeldes skizzieren zu können. Das Konzept wird je nach sprachlicher Diskursgemeinschaft unterschiedlich diskutiert; daher werden in jedem Kapitel des Bandes international relevante Debatten und Beispiele herangezogen. Im Anschluss an die einführenden Kapitel folgt eine kritische Einordnung der diversen Anwendungen des Begriffs innerhalb der einzelnen Fachdisziplinen. Diese werden vor dem Hintergrund aktueller politischer Debatten in einen historischen Zusammenhang gesetzt. Darauf folgen Einblicke in verschiedene Orte der Vielfalt (Städte, Unternehmen, Hochschulen, Musik) aus der Perspektive sozialwissenschaftlicher Forschung, insbesondere der internationalen Migrations- und Stadtforschung. Da frankophone Diskussionen die deutsche Leserschaft oft erst mit Verzögerung erreichen, wird hier – neben den ebenfalls skizzierten anglophonen Debatten – ein besonderer Schwerpunkt auf die Sozialwissenschaften in Frankreich und Kanada gelegt. Den Abschluss bildet die kritische Diskussion der Perspektiven für zukünftige Forschungen.

I. Vielfalt/Diversity/diversité – eine implizite und explizite Genealogie der Begriffe

1. Vielfalt/Diversity/diversité in der Sprachgeschichte

Der Begriff⁵ »Diversität« (lateinisch *diversitas*) stammt wie so viele Konzepte der zeitgenössischen Soziologie (etwa »Hybridität«) aus der Pflanzenbiologie. Er bezeichnet ursprünglich eine Vielfalt von Arten und Ökosystemen (»Biodiversität«) und impliziert damit zunächst einmal die rein sachliche Feststellung von empirisch nachweisbaren Tatsachen. Fast synonym ist die im Duden vermerkte Bedeutung des Begriffs »Vielfalt«: »Fülle von verschiedenen Arten, Formen o.Ä., in denen etwas Bestimmtes vorhanden ist, vorkommt, sich manifestiert; große Mannigfaltigkeit«. Auch die etymologische Geschichte des Begriffs ist interessant: Das deutsche Wort »Vielfalt« kommt im 18. Jahrhundert auf und entsteht aus den althochdeutschen Elementen »filu« (8. Jahrhundert), welches sich mittelhochdeutsch zu »vil(e)« entwickelt und »große Menge« bedeutet, sowie dem Verb »falten«. Der Begriff »Vielfalt« entstand zunächst als Gegenbegriff zu dem älteren »Einfalt« und bedeutet hier »das Vorhandensein in vielen Arten, große Mannigfaltigkeit«. Das Adjektiv »vielfältig« weist etymologisch und inhaltlich insbesondere auf das Verb »falten« hin, von dem auch das Verb »vervielfältigen« im Sinne von »vermehrten, vergrößern« (17. Jahrhundert) abgeleitet ist. Heute werden die Begriffe »Vielfalt« und »Diversität« in der Soziologie oft synonym gebraucht, um die Unterscheidung von (körperlichen und kulturellen, veränderbaren) Persönlichkeitsmerkmalen zu beschreiben. Mit »kultureller Vielfalt« – auch »Soziodiversität« – ist nach der UNESCO-Konvention von 2001 eine »Quelle des Austauschs, der Erneuerung und der Kreativität« gemeint, welche für die Menschheit ebenso wichtig ist »wie die biologische Vielfalt für die Natur« (UNESCO 2001).

Der im Deutschen verwendete englische Begriff »diversity« stammt aus dem Bereich der Entwicklung antidiskriminierender Maßnahmen als Reaktion auf verschiedene Formen der Diskriminierung in Unternehmen, (Hoch-)Schulen etc. Zunehmend wird er auch im Zusammenhang mit einem von utilitaristischem Denken der Profitmaximierung geprägten »Diversity Management« in

Unternehmen gefasst: Die Verschiedenheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wird dabei als Potenzial betrachtet, welches möglichst weit ausgeschöpft werden soll. Ich werde später zeigen, dass es hier nicht mehr um soziale Gerechtigkeit geht, sondern vorwiegend um Nutzenmaximierung.

Der französische Begriff »diversité« hat ursprünglich eine ähnliche Semantik wie im Deutschen: Als »biodiversité« bezeichnet er zum einen multiple Lebensformen in der Natur, zum anderen geht es bei der »diversité culturelle« um die der Feststellung der Existenz verschiedener Kulturen. Bis ins Mittelalter stand der aus dem Lateinischen stammende Begriff »diversitas«, auf den »diversité« zurückgeht, in Zusammenhang mit »divergence« (von der Norm abweichend), das heißt auch »bizarr«.

Heute wird der Begriff in der Sozialwissenschaft, in den Medien und im politischen Diskurs vornehmlich benutzt, um (insbesondere im Zuge der Kolonialgeschichte) entstandene beziehungsweise (heute wieder als solche) konstruierte Minderheiten zu bezeichnen. Dazu gehören im allgemeinen Sprachgebrauch allerdings vor allem sogenannte »minorités visibles« (»sichtbare Minderheiten«), das heißt durch äußere Zuschreibungen wie Hautfarbe klassifizierte Immigrantinnen und Immigranten aus Nord- und Westafrika sowie Übersee. Kritisiert wird von diesen Personen an der Verwendung des Begriffs, dass die Mehrheit dieser »sichtbaren Minderheit« bereits seit mehreren Generationen die französische Staatsbürgerschaft besitzt und durch den ethnizierenden Gebrauch von »diversité« immer wieder auf ihre lange zurückliegende Migrationsgeschichte zurückgeworfen wird – im Gegensatz etwa zu den im 19. Jahrhundert nach Nord- und Südwestfrankreich immigrierten Polen oder Belgiern. Im Kapitel über die Messungsversuche von Vielfalt komme ich noch einmal detailliert auf die Probleme der Verwendung des Begriffs »diversité« im französischen Kontext zu sprechen.

2. Vielfalt und Fremdheit in der Literatur: Herodot, Ovid, Lukian von Samosata, Montesquieu, Sahagún

Die heutigen Debatten um die Begriffe »Vielfalt«, »Diversity« und »diversité« lassen sich – als die Feststellung von Differenz auf individueller und kollektiver Ebene – bis auf Schriften der Antike,

des ausgehenden Mittelalters und der Renaissance zurückverfolgen. So schreibt Michel de Montaigne (1533-1592) in seinen *Essais* (1580-1588) früh über Klassenunterschiede, über verschiedene sexuelle Orientierungen, über Ethnie und Gender als differente Kriterien, wie Allemann-Ghionda (2011: 16ff.) in ihrem Aufsatz »Orte und Worte der Diversität« in Erinnerung ruft. Auch Montesquieu (1689-1755) legt in seinen *Lettres Persanes* (1721) einen Grundstein zur Erfindung des Fremden – und damit auch des Vertrauten. Handelt es sich bei Montesquieu, wie wir heute wissen, um imaginäre Reisen – er war nie in Persien –, so sind seine Schriften doch ein Lehrstück für die literarische Bewusstseinsbildung für vielfältige Sitten- und Sinnwelten. Ähnliche Texte zu verschiedenen gesellschaftlichen, insbesondere religiösen Gepflogenheiten finden wir bei der 1547 und 1585 entstandenen zweisprachigen Chronik des Franziskaners Bernardino de Sahagún (1499-1590), dem *Codex Florentinus*, wie Tzvetan Todorov (1982) schreibt. Sahagúns Erzählungen beziehen sich auf die Begegnungen zwischen den europäischen »Entdeckern« Amerikas und die daraus erwachsenden – wir würden heute schreiben: interkulturellen – Kommunikationsprobleme. Auch in der griechischen und der römischen Antike gab es bereits Vorstellungen von entfernt lebenden Fremden und deren gesellschaftlichen Distinktionsmerkmalen. Herodot (5. Jahrhundert v. Chr.) etwa beschreibt die Sitten der Ägypter wie folgt:

»Ich will nun ausführlich von Ägypten erzählen, weil es mehr wunderbare Dinge und erstaunliche Werke enthält, als alle anderen Länder. Darum müssen wir es genauer beschreiben. Wie der Himmel in Ägypten anders ist als anderswo, wie der Strom anders ist als andere Ströme, so sind auch die Sitten und Gebräuche der Ägypter fast in allen Stücken denen der übrigen Völker entgegengesetzt. So gehen in Ägypten die Frauen auf den Markt und treiben Handel, und die Männer sitzen zuhause und weben. Und die anderen Völker schlagen beim Weben den Einschlag von unten nach oben fest, die Ägypter von oben nach unten. Die Männer tragen die Lasten auf dem Kopf, die Frauen auf den Schultern. Die Frauen lassen ihr Wasser im Stehen, die Männer im Sitzen. Die Entleerung macht man im Hause ab, essen tut man auf der Straße. Sie geben als Grund dafür an, daß man natürliche Bedürfnisse soweit sie häßlich sind, im geheimen, soweit sie nicht häßlich sind, öffentlich befriedigen müsse.«¹⁶

In der Antike gab es auch zahlreiche literarische Zeugnisse für den imaginierten Fremden. So schreibt der Satiriker Lukian von Samosata (120-180/200 n. Chr.) in seinen *Wahren Geschichten* über die Bewohner des Mondes. Geschlechterdifferenzen tauchten hier nicht auf, da der Mond nur von Männern bevölkert sei, die untereinander heirateten, sich reproduzierten und in ihrer Wade Kinder austrügen. Abgesehen vom Alter, welches darüber entscheide, ob man geheiratet werde oder selbst heiraten dürfe (ab 25 Jahren), sei eines der wenigen Unterscheidungsmerkmale die Kleidung. Bei dieser weise Glas auf Armut und Bronze auf Reichtum hin.

Aus der Überraschung über die Sitten und Gebräuche des (imaginierten) Fremden kann auch eine verachtende Wertung werden, wie das Beispiel des Begriffs »Barbar« zeigt. Homer (8. Jahrhundert v. Chr.) hat in der *Ilias*¹⁷ diese Bezeichnung für die »barbarisch« (das heißt nicht griechisch) sprechenden Karer verwendet. Ovid (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.) schreibt in seinen *Tristia* über einen ans Ende der Welt verbannten Dichter, der sich als Teil einer (sprachlich) unverständenen Minderheit wiederfindet und dies so kommentiert: »Ein Barbar bin ich hier, weil ich von keinem verstanden werde.«¹⁸ Gleichzeitig zeigt er sich schockiert über die Frisuren und den Aufzug dieser Häute tragenden Menschen vom Schwarzmeer. Die Überhöhung der eigenen Kultur – auch älteren Kulturen wie der ägyptischen gegenüber – legt bei Ovid die Grundlage für ein Unbehagen in einer von vielfältigen verschiedenen Sitten und Gebräuchen geprägten Umgebung.

In diesen literarisch-philosophischen Schriften (die Soziologie entstand als Wissenschaft ja erst im 19. Jahrhundert mit Auguste Comte) werden körperliche Merkmale von Differenz oder auch die Vorstellung von Validität und Invalidität noch nicht als Zeichen von gesellschaftlicher Vielfalt betrachtet. Auch in einigen heute existierenden Gesellschaftsformen wird die Frage von »Integration« nicht gestellt, da etwa Menschen mit Behinderung von vornherein nicht als außenstehende Gruppe definiert werden, sondern zur Normalität gehören, wie Brigitte Holzer über Juchitan in Mexiko schreibt:

»Meine These ist, dass in der Art der Juchiteken, Behinderung als zum Alltag gehörend anzunehmen, eine Subsistenzorientierung zum Ausdruck kommt, die nicht nur die unmittelbare Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse in den Mittel-

punkt des gesellschaftlichen Geschehens stellt, sondern auch der Bedürftigkeit und den Bedürftigkeiten und nicht zuletzt der Abhängigkeit voneinander einen Platz einräumt.« (Holzer 1999: 6)

Eine Trennung von »Behinderung« und »Nicht-Behinderung« gibt es dort somit nicht; sie existiert auch sprachlich nicht. In europäischen Gesellschaften dagegen wird diese Unterscheidung zurzeit sprachlich immer weiter variiert; konzeptuell und institutionell existiert diese Ausprägung von Vielfalt und Differenz schon lange. Allerdings hat die Definition von Differenz seit kurzer Zeit zum Ziel, die als verschieden geltenden Personen nicht auszuschließen, sondern zu inkludieren. So gibt es heute in jedem Betrieb die Auflage, Menschen mit Behinderung im Rahmen einer Quote bevorzugt einzustellen. Während Kinder mit Lernschwierigkeiten oder Behinderung lange Zeit auf sogenannte »Sonderschulen« mit speziell für sie konzipierten Programmen und spezifisch ausgebildeten Lehrkräften gehen mussten, setzt seit Verabschiedung der VN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung im Jahre 2008 ein umgekehrter Prozess ein: Im Artikel 24 der Konvention wird das Recht auf inklusive Bildung festgeschrieben. Dies bedeutet, dass Kinder mit Behinderung das Recht haben, Regelschulen und Universitäten zu besuchen. Schulen sollen somit wieder inkludierende Orte der Vielfalt werden.

Die Frage der Diskriminierung aufgrund körperlicher Behinderung beziehungsweise psychischer oder physischer Merkmale taucht erst in der dann explizit soziologischen Literatur des 20. Jahrhunderts wieder auf.